



Allerösterreichisches Blatt.

N^o. 13.

Samstag

den 1. April

1837.

Historische Erinnerungen aus dem Vaterlande.

A p r i l.

3. April 1331. Otto, mit dem Beinamen der Fröhliche, Herzog von Oesterreich, verleiht als damaliger Landesherr von Krain und der windischen Mark, dem Abte Johann von Landstrass das Patronatsrecht über die Kirche zu St. Peter in Nasenfenuß, mit allen Rechten und Nutznießungen.
6. „ 1464. R. Friedrich der IV. präsentirt den Ritter Achaz von Sebriach (aus einem kärntnerischen Edelgeschlechte entsprossen) zum Pfarrer von St. Ruprecht bei Neudegg.
10. „ 1396. Georg Smer von Osterwitz wird zum Erzbischof von Salzburg erwählt. Im Laufe des 14. Jahrhunderts besaß dieses Edelgeschlechte auch die Herrschaften Wippaw und Zurogg.
11. „ 1633. In Litka bricht eine Feuersbrunst aus, wodurch der ganze Markt in Asche gelegt wurde.
12. „ 1578. Eine Schaar räuberiger Türken, die das Städtchen Mötzing belagerten, wird zur eiligen Aufhebung der Belagerung gezwungen.
17. „ 1566. Das Erblandskallmeisleramt im Herzogthume Krain wird dem Freiherrn Jacob von Lamberg verliehen.
21. „ 1625. Pompejus Graf von Coronini wird zum Bischof von Biben (Pedena in Istrien) ernannt.
23. „ 1564. Der Erzherzog Carl, Stifter der innerösterreichischen Linie, empfängt zu Laibach die Erbhuldigung.
29. „ 1564. Der Erzherzog Carl speiset bei einem Auszuge in die Steiner Alpen im Feisfrithale auf einem ovalen, 25 Zoll breiten, 34 Zoll langen und 16 Zoll dicken Steine, der noch heut zu Tage unter dem Namen der Fürstentafel bekannt ist.

Die Braut des Chouan.

(Eine Scene aus dem Kriege in der Vendee).

Es war im letzten Winter, der Regen fiel in Strömen herab. Marie bewohnte mit ihrer Mutter ein kleines Haus am Ende des Dorfes. Beide saßen am Kamine, spanen schweigend, und hörten dem Geräusche des Windes und Regens bei dem Scheine der Flamme im Kamine und eines Rienspanes zu, der in eine Spalte des Kamines gesteckt war.

„Mein Gott! Die armen Leute, die bei solchem Wetter draußen sind!“ sagte die Mutter. Beide zuckten erschrocken zusammen.

— „Mutter, sagte Marie, ein Flintenschuß!“

„Heilige Jungfrau, wer kann jetzt Vergnügen am Schießen finden?“ Mutter und Tochter hielten die Spinnräder an, um ängstlich zu lauschen.

— „Überdies haben nur die Nothhosen! (das Militär) in dem Dorfe Flinten.“

Schnell hinter einander folgten noch einige Flintenschüsse. Einige Minuten darauf hörten die Bewohnerinnen des Häuschens Schritte an der Hecke ihres Gärtchens hin. Man klopfte leise an die Thüre.

— „Wer ist da?“ fragte das junge Mädchen, die Hand an den Riegel gelegt. „Öffnet, ach öffnet, um Gottes Willen!“ bat eine keuchende, ganz schwache Stimme, wie die eines Sterbenden.

— „Mutter, lösch schnell den Span aus. Es ist ein armer Chouan.“ Der Riegel glitt geräuschlos unter ihrer Hand zurück und die Thüre öffnete sich in dem Schatten, den die Mutter von dem Feuer warf.

„Dritt ein!“ sagte sie. Und sie schloß die Thüre rasch wieder zu, zündete den Span von neuem

wieder an, sah nach, ob das Fenster wohl verwahrt sey, und kehrte dann zu dem armen Chouan zurück.

Er war mitten in dem Stübchen stehen geblieben, wankte und athmete kaum. Dann nahm er seinen von Regen triefenden großen Hut herab.

„Guten Abend!“ sagte er.

Er streckte die Hände aus, um eine Stütze zu suchen, an der er sich anhalten konnte, seine Knie knickten unter ihm zusammen, und er fiel bewußtlos in die Arme der alten Frau, die ihn auf einen Stuhl vor dem Feuer setzte. In den Regen, der von seinen durchnähten Kleidern abtropfte, mischte sich ein Blutstrom, der aus einer tiefen Wunde im linken Beine quoll. Die Kälte, die Ermattung, der Blutverlust hatten seine Kräfte erschöpft. Die beiden weiblichen Wesen verloren die Geistesgegenwart nicht, obschon sie allein und ohne Beistand mit einem ohnmächtigen, vielleicht sterbenden Manne waren. Sie zogen ihm sanft die kalten nassen Kleider aus, wickelten ihn in die Decken ihres Bettes, nachdem sie dieselben am Feuer gewärmt hatten, und wuschen mit lauwarmem Wasser seine Wunden aus. Die Kugel war unter dem Knie eingebrungen, um den Knochen herumgegangen und auf der andern Seite gleich unter der Haut sitzen geblieben. Die armen Bäuerinnen in der Vendee wissen lange schon Schußwunden zu behandeln, denn sie hatten vielfach Gelegenheit dazu. Als aber Marie, vor dem Verwundeten kniend, mit ihrer großen Scheere die Kugel herauszuziehen suchte, brach ihr fast das Herz. Eben als sie inne hielt, um Athem zu schöpfen und ihre zitternde Hand ruhiger werden zu lassen, klopfte man wieder an die Thüre.

Die beiden Frauen horchten, ohne sich zu regen.

„Muhme,“ sagte eine Stimme an der Thüre, „schläfst Du?“ Es war der Maire.

— „Nein, Onkel,“ antwortete Marie.

„Nun, so mach' auf, und laß mich nicht bis auf die Haut durchweichen.“ Und er klopfte von neuem.

Die Mutter ließ den Kopf sinken und nahm ihren Rosenkranz. Marie stand auf und blickte ängstlich besorgt umher. Es gab kein Mittel, den ohnmächtigen Mann, dessen auf den Stühlen hängende Kleidungsstücke und das Blut auf den Dielen zu verbergen. Marie ging endlich nach der Thüre zu, entschlossen, sich dem guten Herzen ihres Onkels anzuvertrauen; plötzlich aber blieb sie wieder stehen.

„Aber, Onkel,“ sagte sie: die Mutter ist zu Bette und ich bete.“

— „Nun so schlaf wohl,“ antwortete der Maire vor der Thüre. „Habt ihr euch vor den Flintenschüssen gefürchtet?“

In diesem Augenblicke konnte man den gemessenen Tritt der Patrouille unter dem Rauschen des Regens auf dem Wege hören.

„Wer da!“ rief man.

— „Ich bin es, Herr Offizier, der Maire dieses Ortes. Haben Sie den Flüchtling?“

„Nein, aber er ist sicherlich getroffen. Morgen werden wir ihn finden. Gewiß hat er sich, um zu sterben, hinter einer Hecke verkrochen.“

— „Macht eure Thüre fest zu,“ sagte der Maire zu den Frauen darin. „Gute Nacht, Mühmchen,“ kehrte er nochmals um; „es steigt noch viel Rauch aus eurer Esse, weißt du, was das bedeutet? Das bedeutet: es kommt ein Freier,“ setzte er hinzu, und entfernte sich.

Das arme Mädchen athmete nun wieder frei auf, und ging dann zur Mutter, sah aber erst das bleiche Gesicht des jungen Mannes an, der noch immer ohnmächtig war. Sie wachten die ganze Nacht. Bei dem Grauen des Morgens ging Marie hinaus, um zu sehen, ob nicht auf der steinernen Schwelle des Hauses eine Blutspur zurückgeblieben sey; der Regen hatte aber alles abgespült.

Um acht Uhr war das Stübchen wieder rein, nett und ruhig; die Kleider des Verwundeten waren die Nacht über getrocknet und zu denen des bereits lange verstorbenen Waters Mariens geschlossen worden. In dem kleinen Boden oben, in den man durch eine Fallthüre auf einer Leiter hinaufstieg, hatte man in der Eile ein kleines verstecktes Winkelchen hinter dem Schornsteine für den Kranken eingerichtet und ihm da ein Lager zurecht gemacht.

Hier ruhte der Verwundete und ein kleines Fensterchen warf so viel Licht herein, daß er sehen konnte. Nichts war vergessen worden, keine Vorsichtsmassregeln, keine Sorge für sein Wohl.

Seine Wunde brauchte drei Monate zur Heilung.

In der Mitte des Frühlings zogen die Soldaten ab. Der Verwundete konnte wieder etwas gehen und Abends spät kam er herunter, um frische Luft zu schöpfen und seine Kräfte in dem Gärtchen hinter dem Hause zu versuchen. Er hieß Franz Waldenoir und sein Vater war ein wohlhabender Landmann in Auvergne.

Drei Wochen nachher führten sie ihn um Mitternacht aus dem Dorfe hinaus, und der Abschied zu dieser Zeit und dieser Stunde der Nacht war ein trauriger. „Lebe wohl, Mutter!“ sagte Franz, indem er die alte Frau umarmte. Dann nahm er die Hand Mariens, drückte sie an seine Lippen und schluchzte. Endlich, als könne er seine Gefühle nicht länger mehr

zurückhalten, schloß er das Mädchen an sein Herz und hielt es einen Augenblick fest umschlossen. Als er die Weinende wieder losließ, sagte er: „ich komme wieder, Marie!“

Darauf sprang er über die Hecke auf die Heide.

„Ach, mein Gott!“ sagte Marie, indem sie ihre beiden Hände auf ihr Herz drückte.

— „Franz, Franz, warte!“ rief sie ihm nach und bog sich über die Hecke.

Er kam zurück.

— „Ich vergaß; da nimm mein silbernes Kreuz... es wird dir Glück bringen.“

Beiden standen die Thränen in den Augen.

Nach drei Monaten kam er wirklich wieder. Alles war in diesem Theile ruhig. Sein Vater bemühte sich, für ihn einen Stellvertreter in die Armee zu bringen. Wem Anscheine nach schlich Franz seit einigen Tagen mit einigen andern Widerspenstigen, die sich, wie er, weigerten, unter der dreifarbigten Fahne zu dienen, in den Wäldern und Rohrgebüsch umher, und spähet nach einer Gelegenheit, Marie zu sehen. Das war höchst unklug, denn in dem Orte befand sich von neuem ein Peloton Linientruppen, und die Offiziere jagten oft in der Umgegend.

Das Getreide war gehauen, und lag auf den Stoppeln; es wurde in Garben gebunden. Marie arbeitete mit ihrer Mutter auf ihrem kleinen Stücke Feld. Gegen Abend hatten sich alle Schnitter von den nahen Feldern vereinigt, um an einer Ecke auszuruhen; die halb beladenen Wagen warteten nur auf den Untergang der Sonne.

„Guten Abend“, sagte ein Mann auf der andern Seite der Hecke, während er zugleich über dieselbe sprang.

— „Franz!“ rief Marie.

— „Ich bin es, liebe Braut. Guten Abend, Mutter! Marie, siehst Du, Dein Kreuz hat mir Glück gebracht.“

— „Ach, gib es mir, daß ich es küsse.“

Er knüpfte das Kreuz ab.

„Sieh Dich vor!“ rief ein Schnitter am andern Ende des Feldes. Das Rohr bewegt sich ganz in der Nähe; ein auf die Jagd abgerichteter Hund kam durch die Hecke hindurch, und blieb bellend mitten unter den Reuten stehen. Franz riß sein Messer heraus, fiel über den Hund her, stieß es ihm in die Kehle, schob das todte Thier sodann an die Hecke, und legte rasch seinen Hut und seine Tacke ab.

„Ach,“ sagte ein Offizier, welcher dem Hunde nachkam, „unter Euch ist ein Deserteur. Welcher?“

— „Mein, Herr Offizier,“ antwortete Franz.

„Du bist es!“ Franz sah mit Verdruß, daß er das blutige Messer in der Hand behalten hatte. Erst steckte er es in den Gürtel, entschloß sich aber rasch und sagte: „nun ja, ich bin es. Es lebe der König!“

Der Offizier schlug sein Gewehr auf ihn an, und der Schuß ging in einer Entfernung von zehn Schritten von ihm los. Franz hatte sich auf die Erde niedergeworfen, stand nach dem Schusse schnell auf, und war mit dem Springen aus der Schußweite hinter dem Erntewagen. Hier hielt er die Hand vor den Mund, und schrie laut, worauf man fern im Walde antwortete. Die Schnitter suchten ihm seine Flucht zu erleichtern. Anfangs lief er in einem Hohlwege zwischen zwei Feldern nach dem Dorfe hin, und als er glaubte, die Soldaten auf seine Spur gelenkt zu haben, fern von dem Rohr und der Heide, die ihn vom Walde trennten, stieg er links am Hohlwege heraus, und kehrte um, sprang über eine drei Ellen hohe Hecke, entfernte sich einige Schritte von derselben, damit man ihn sich rechts wenden sehen könne, bückte sich dann, kehrte nach der linken Seite um, und kroch an der Hecke hin. Ein Duzend Soldaten eilten ihm nach allen Richtungen hin nach, und zogen den Kreis immer enger, um ihn in die Mitte zu bekommen.

„Bewacht den Holzrand!“ rief der Offizier, der noch immer auf derselben Stelle stand. Unter ihm und ganz in der Nähe an der Hecke folgte Marie mit unbeschreiblicher Angst allen Anstrengungen und Windungen dieser verzweifelten Flucht.

„Gut, hieher, Franz!“ rief sie ihm zu. — „Dort sind Soldaten! — „Da unten sieh Dich vor!“ — „Hinter der Hecke sehe ich die Rothen; kehre um!“ — „Nein, Franz, man schleicht Dir an der Hecke hin entgegen; eben jetzt sehe ich ein Gewehr.“ Er kehrte um. Ohne sie war er diesmal verloren. Der Offizier stieß das arme Mädchen mit dem Flintenkolben in den Rücken, daß sie in den Hohlweg hinunter stürzte. „Schweig“, rief er ihr zu, indem er auf sie anlegte.

„Ach, ich troge Ihnen.“

„Der Offizier ließ das Gewehr vor dem Blicke des Bauernmädchens sinken, das die Arme über einander schlug. Pflöglisch sprang sie querfeldein bis zu einem verschlossenen Schlagbaume, — demselben, wo sie früher von Franz Abschied genommen hatte.

Nur wenn man diese von einigen Hecken und einigen Binsenbüscheln durchschnittenen Felder sieht, kann man begreifen, welche Kraft, welche Gewandtheit, und welcher Muth dazu gehörte, so eine Viertelstunde lang gegen ein Duzend Soldaten zu kämpfen,

die den Flüchtigen fast von allen Seiten auf Schußweite umringten. Man hatte seine Spur verloren, einige Rufe in der Nähe und Flintenschüsse ließen sich am Rande des Waldes hören.

„Gerettet!“ riefen die Bauern.

— „Marie! Marie! wirf mir dein Kreuz zu!“ rief Franz leise, der auf der andern Seite eines Schlagbaumes hinter der Hecke kauerte.

„Jesus!“ entgegnete sie erschrocken. „Da, nimm es!“ Aber ihre Hand zitterte zu sehr; das Kreuz fiel in das Gras zwischen Beide. Er kroch auf den Knien vor, um es zu suchen.

— „Schnell, rette Dich! Ich werde es wiederfinden und es Dir bringen, wohin Du willst, wann Du willst. Rette Dich nur!“ ächzte die arme Marie.

In dem Augenblicke, als er die Hand ausstreckte, wurde dieselbe von einer Kugel durchbohrt. Der Schmerz riß ihn empor, und er sprang über die Hecke. Ein ganz in der Nähe versteckter Soldat lief ihm entgegen. Franz, der kräftigste Bursche in der Umgegend, schlug ihn ohne Kampf mit der linken Hand nieder, trat ihm auf die Kehle, und entriß ihm das Gewehr.

„Hier her! Hier her!“ riefen seine Freunde im Walde.

Franz war verwundet, seine Kräfte gingen aus. Mehrere Soldaten schnitten ihm auf dieser Seite den Weg ab; Andere kamen ihm in den Rücken. Auf dem Wege, wo er sich befand, ritten aber zwei Gendarmen heran; zur Linken floß ein Bach, und jenseits dehnte sich eine weite öde Heide aus. Er sah, daß er nichts mehr hoffen konnte.

„Rette Dich!“ rief man vom Walde her. Er aber ging zu dem Soldaten zurück, der noch betäubt da lag, übergab ihm das Gewehr wieder und sagte: „ich ergebe mich.“

— „Vorwärts zu dem Capitän!“ rief dieser.

„Sieh Dich vor, Franz!“ rief ihm Marie zu, die neben ihm stand.

Der Soldat stülpte das Rohr seiner Flinte hinten an den Kopf des Gefangenen. Der Schuß ging los. Die blutigen Stücke des Gehirns spritzten Marien ins Gesicht, die zu gleicher Zeit bewußtlos niedersank.

Die Freunde hoben sie auf. Der Körper erholte sich, aber der Geist blieb zerrüttet. — Fortwährend sucht sie nach dem Kreuze und ruft: „Franz, rette Dich! Hier her! Dort kommen die Nothen! — Er schießt, rette Dich, Franz!“

Vor wenigen Tagen sah man zu Valenciennes einen Menschen durch die Straßen gehen, der auf ganz besondere Art die Blicke aller Anwesenden auf sich zog; er war mit einer dichten Schichte von kandirtem Zucker bedeckt, die ihn aussehnen machte wie Gefrorenes von einer großen Marone. Dieser Unglückliche war das Opfer des Zornes eines Cameraden geworden, der in Folge eines heftigen Wortstreits, der in einer Rübenzucker-Fabrik von Saint Saul Statt fand, ihn in eine mit dickem Syrup angefüllte Rufe warf. Er kam von Zuckersaft triefend wieder heraus, war aber so erbittert gegen seinen Gegner, daß er sich auf der Stelle, in dem Zustande, worin er sich befand, bei dem königlichen Procurator beklagen wollte. Die Witterung war damals kalt, der Zucker wurde hart, und der Geschlagene ging durch Valenciennes in der Gestalt eines großen Stabes von Gerstenzucker. Als er an die Wohnung dieses Magistratsmannes gekommen war, mußte er einen Vorübergehenden bitten, für ihn zu schellen, denn die durchsichtige Schichte, die ihn bedeckte, verhinderte ihn, den Arm zu bewegen.

Bei den Engländern, welche große Freunde von guten Mahlzeiten sind, muß bei Berathschlagungen gewöhnlicher Maßen ein Schmauß vorhergehen oder nachfolgen. Nun war in einer Kirche an der Stocke der Strick zerrissen. Der Glöckner fragte bei einem der Vorsteher an, ob der Strick gestickt, oder ein neuer gekauft werden sollte? Der Vorsteher, bei dem diese Anfrage geschehen, trug dieses seinen Collegen vor, die zu dem Behufe sich versammelten, eine Mahlzeit hielten, welche dem Kirchenschatz 12 Pf. Sterl. kostete, und dann nach Tisch die Berathschlagung vornahmen, die darauf hinauslief; daß die Kirche zu arm sey, um einen neuen Strick zu kaufen, und daß der alte gestickt werden müßte.

Als am ersten Weihnachtstag der Tischlermeister zu Morestel in Frankreich, in das Haus des Steuereinknehmers, eines Greises von 82 Jahren, kam, um dem Verstorbenen sein letztes Haus anzuprobiren, streckte der Steuereinknehmer den Kopf unter einem Tuche vor und bath, man möge ihm erst noch einen Schluck Wasser geben. Der Enkel des Scheintodten war so erfreut, daß er den traurigen Leichenbegleiter versprach, sie sollten nicht zu kurz kommen, und beim Leichenschmaus am heil. Dreikönigstage tranken alle auf die Gesundheit und das lange Leben des Verstorbenen, und ihm selbst schmeckte es am besten.